

gegeben. Allerdings muß auch gesagt werden, daß innerhalb des Islam eine große geistige Krise ausgebrochen ist. Die alte Orthodoxie steht im gesamten islamischen Raum in heftiger Auseinandersetzung mit den fortschrittlich gesinnten Kräften. Diese, stark durch die westliche Zivilisation beeinflusst, sind leider meist dem Agnostizismus und Materialismus ihrer Lehrmeister zum Opfer gefallen. Sollten diese Kräfte im Islam allmählich die Oberhand gewinnen, so steht zu befürchten, daß der Materialismus noch einen Zugang mehr zur Seele Afrikas gewinnt. Die Folgen sind nicht abzusehen, da das Land dann für den Bolschewismus viel anfälliger würde.

Umschau

Große Kunstausstellung München 1956

Durch die Fülle von mehr als tausend Kunstwerken überwältigt die Ausstellung im Haus der Kunst den Besucher. Aufschlußreich war bereits ihre Eröffnung, neu die Verbindung mit den Bildern der „École de Paris“, die zusammen mit den deutschen Werken gezeigt wurden, verwirrend die Vielfalt der Werke, die eigene Probleme aufgibt.

Die Eröffnung der Ausstellung bedeutete ein gesellschaftliches Ereignis. Dazu wurde die Eröffnung vor allem dadurch, daß die Spitzen der Behörden und führende Persönlichkeiten des kulturellen Lebens an ihr teilnahmen. So sah man den bayerischen Kultusminister Rucker, den französischen Generalkonsul Baron Robert de Nerciat, den italienischen Generalkonsul Marchese Alessandro Tassoni, den französischen Kulturbeauftragten Jean Rouvier, den Generaldirektor der Galerie Charpentier Raymond Nacenta u. a. Dazu bemühte sich namentlich die Damenwelt durch Eleganz der Kleidung auf die Bedeutung des Augenblicks hinzuweisen.

Alles übrige aber stand im Zeichen der Masse. Ungefähr 3500 Menschen waren den Einladungen gefolgt und verwandelten das gesellschaftliche Ereignis in ein unbeschreibliches Gewühl. Dieses begann an der Garderobe, setzte sich vor den Bildern fort und erhielt im Gespräch der Menge seinen akustischen

Ausdruck. So gingen trotz Lautsprecheranlagen die einführenden Worte der Prominenz in einem allgemeinen und unangenehmen Geräusch unter.

Obwohl sich dieser Vorgang seit Jahren wiederholt, scheint man nicht in der Lage zu sein, diesen nivellierenden Massenandrang abzustellen. Der Vorgang ist bezeichnend, weil er sich in dem Massenaufgebot von Kunstwerken wiederholt. Kunst und Masse aber sind zwei Begriffe, die sich nur schlecht miteinander vertragen. Architekt Josef Wiedemann bemühte sich durch die Ordnung der Räume und ihre Gestaltung den nivellierenden Kräften entgegenzuwirken. Einen zentralen Raum erhielten die Gäste von der „École de Paris“; dann folgten die deutschen Werke, die durch die drei Organisationen „Neue Gruppe“, „Neue Münchener Künstlergenossenschaft“ und „Secession“ zusammengefaßt sind. Einige Plastiken erhielten eine eigene Aufstellung im Garten.

Eigenart und Bereicherung erfuhr die diesjährige Ausstellung durch die von der Ausstellungsleitung ergangene Einladung an die „École de Paris“. Die Galerie Charpentier entsprach der Bitte und sandte 98 Werke nach München. Dieses Ereignis ist nicht nur künstlerisch wertvoll — man kann die Werke zweier Nationen miteinander vergleichen —, sondern auch soziologisch bedeutend — es bilden sich geistige Beziehungen, die die

Völker einander näherbringen. „Ecole de Paris“ ist der Titel einer alljährlichen Herbstausstellung, die von der Galerie Charpentier in der französischen Hauptstadt veranstaltet wird. Darüber hinaus versteht man darunter seit ungefähr fünfzig Jahren die führende Gruppe französischer Malerei. „Man darf sich fragen, ob das Wort ‚Schule‘ eigentlich das Wesentliche trifft, wenn von jenem weiten Kampffeld der Freiheit und Unabhängigkeit die Rede ist, das sich Paris zu seiner Stätte gewählt hat und in dessen Schranken die Künstler aus aller Welt sich seit nahezu fünfzig Jahren in einem friedlich-leidenschaftlichen Wettstreit miteinander messen.“ (Vorwort des Katalogs). Werke von Rouault, Picasso, Utrillo, Braque, Chagall, Miro, Manessier und Buffet geben dieser „Schule“ ihren Wert, obwohl durchaus nicht zu Unrecht bemerkt wurde, daß die Künstler nicht mit ihren Spitzenleistungen in München vertreten sind. Auffällig ist das Werk des jungen Buffet „Chapelet“, das in strenger Linienführung und Grautönen Totenkopf, Rosenkranz, Kreuz und Gebetbuch zum Inhalt hat. Es bringt eine besondere Note in diese bunte Welt der Ausstellung und zeigt, daß sich die junge Generation durchaus des Ernstes unser geistigen Situation bewußt ist.

Bei einer Betrachtung der deutschen Werke fällt auf, daß ihre Zusammenfassung unter die oben erwähnten Namen kaum noch eine geistige Kennzeichnung bedeutet. „Neue Gruppe“, „Neue Münchener Künstlergenossenschaft“ und „Secession“ sind vorwiegend organisatorische Begriffe, die in sich die unterschiedlichsten Werke umfassen. „Die ‚kollektive Originalität‘, die nach Baudelaire das Kennzeichen der großen Schulen der Vergangenheit war, wird nunmehr abgelöst von der Originalität des Einzelnen.“ (Katalog) Diese Originalität des Einzelnen bedient sich der verschiedensten Gestaltungsmöglichkeiten. Mit seiner „Auffahrt der Gespanne“ führt uns Otto Dill sogar bis in die Welt

des Impressionismus zurück. Auch die Landschaften Kokoschkas scheinen dieser Welt noch verpflichtet, erhalten aber durch die unverwechselbare Psyche des Künstlers eine besondere symbolhafte Struktur. Naturalistische Elemente beobachtet man immer wieder in den Porträts, gelegentlich auch im Akt und in der Landschaft. Groß ist die Zahl der Künstler, die sich um eine Bewältigung des Traumes bemühen. Dazu gehört z. B. Edgar Ende. Seine „Weinenden Bäume“ erfassen Tiefenschichten der Seele und erinnern zugleich an Motive aus Dantes Göttlicher Komödie. Auch die Bilder von Mac Zimmermann, Cremer und Lüdcke verbinden gedankliche Elemente mit einer romantisierenden Stimmung. So tragen sie das Erbe der Surrealisten weiter. Urtümlich erscheinen die Arbeiten der Abstrakten Winter, Jaenisch, Hartung u. a. Expressionistische Geistigkeit verrät der „Rufer“ von Elmar Dietz, romantisch scheint der „Ziegenhirte“ Radlers. Wie eine Mahnung wirken der Crucifixus von Julius Bausenwein, der „Engel“ von Ewald Mataré und Georg Brenningers „Betende“.

Doch mit all diesen Hinweisen, namentlich mit einer Charakterisierung durch die landläufigen „Ismen“ kann man kaum das Wesen einer solchen Ausstellung erfassen. Vielmehr gilt es, die eindringlichen Bemühungen des Einzelnen zu erkennen, der seiner eigenen seelischen Zuständlichkeit Ausdruck verleihen möchte. Darin besteht die Bedeutung und die Problematik dieser Ausstellung: Der Existenzkampf der Person wird in diesen Werken sichtbar. Das ist bedeutend; denn niemals in der Geschichte sah sich der Einzelne so intensiv vor die Notwendigkeit gestellt, seine unverwechselbar eigene Welt auszuprägen und vor dem Kollektiv zu retten. Das ist aber auch problematisch; denn niemals hat diese Möglichkeit zur Freiheit und Eigenart soviel Gleichmacherei erzeugt wie heute. Gleichwertig hängen Werke großer Qualität neben manieristischen Modernismen, religiöse Motive neben primitiver Erotik und

ästhetischer Tiefsinn neben anspruchsloser Gebrauchskunst. Es gibt kaum noch Maßstäbe, mit denen man die Werke einer solchen Ausstellung zu werten vermag. Die religiöse Hierarchie ist verschwunden, die künstlerische Qualität ist fragwürdig geworden. Unsicher sind die Beziehungen zur sichtbaren Welt, Unsicherheit aber verraten auch die Gestaltungen der seelischen Tiefenvorgänge. Zwar zeigt die Ausstellung deutlich, daß der Einzelne um sein geistiges Gesicht ringt. Große Bemühungen und Leistungen in Fülle werden sichtbar; aber es zeichnen sich keine Ordnungen ab. So wiederholt sich der gleiche Vorgang wie bei der Eröffnung der Ausstellung: ein Ereignis von großer geistiger Bedeutung wird offenbar und ein unbeschreibliches Gewühl. Beide Tatsachen aber mahnen uns mit unserer Ablehnung einer solchen Ausstellung und mit unserer Begeisterung für sie in gleicher Weise zurückhaltend zu sein. Und sie verleihen dem Wort, das Jean-Louis-Vaudoyer von der Académie Française im Katalog zitiert eine besondere Dringlichkeit:

„Qui de nous, qui de nous va devenir un dieu?“

„Wer von uns, wer von uns wird einmal ein Gott!“

Herbert Schade S. J.

Das Subsidiaritätsprinzip - ein Mythos?

Das Subsidiaritätsprinzip sagt die Hinordnung der Gemeinschaft auf den Menschen, auf seine Vollendung als Person aus: Die Gemeinschaft ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um der Gemeinschaft willen. Dementsprechend fordert das Subsidiaritätsprinzip einen solchen Aufbau der Gemeinschaft, daß diese dem Menschen zu seinem Ziele Hilfe (subsidium) sei, daß sie die das eigene Unvermögen des Menschen ergänzende Hilfeleistung biete und nicht mehr zu leisten beanspruche. Die gleiche Forderung geht an die höhere, umfassendere Gemeinschaft

in deren Beziehung zur niederen, weniger umfassenden Gemeinschaft.

In dem Werk: Das Subsidiaritätsprinzip, Sein Wesen und seine Bedeutung für die Sozialethik (Herder, Freiburg 1955) bringt E. Link eine weiterführende metaphysische Erklärung und Begründung dieses Prinzips. Zunächst entwickelt er eingehend dessen Stellung in der Enzyklika Pius' XI. „Quadragesimo Anno“. In dieser „sozialen Enzyklika“ schlechthin findet das Subsidiaritätsprinzip zum ersten Mal in offiziellen kirchlichen Dokumenten seine ausdrückliche Formulierung. Es wird der „schwerwiegendste Grundsatz“, die „unverrückbare, unveränderliche Grundlage“ der Sozialphilosophie genannt. (*Fixum tamen immotumque manet in philosophia sociali gravissimum illud principium quod neque moveri neque mutari potest. Acta Ap. Sedis, XXIII: [1931] 203*). Dementsprechend hat dieses Prinzip in dieser Enzyklika eine zentrale Stellung. Alles, was dort über die rechte Ordnung und Neuordnung des sozialen Lebens gesagt wird, ist an diesem Prinzip als entscheidendem Kriterium seiner Echtheit geprüft.

In den Verlautbarungen Pius' XII. zur Gesellschaftsordnung ist diese Linie eindeutig, klar und beständig weiter verfolgt worden, indem hier die aus der Anwendung dieses Prinzips in den verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens sich ergebenden Folgerungen aufgewiesen werden. Zwar nicht der Formulierung, aber der Sache nach findet sich das Subsidiaritätsprinzip auch mit aller Klarheit in der für die christliche Soziallehre grundlegenden Enzyklika Leos XIII. „Rerum Novarum“. Im übrigen haben Formulierung und Anwendung des Subsidiaritätsprinzips, wie sie in „Quadragesimo Anno“ gegeben wurden, ihre wissenschaftliche Vorbereitung im Schrifttum und Gedankengut des Sozialphilosophen H. Pesch gehabt, das somit in dieser Enzyklika seine Bestätigung sehen kann. All dieses wird im ersten Teil der Arbeit Links eingehend begründet.